

Die berühmten Lettner in Schweizer Kirchen und ihre ehemalige Bedeutung

Autor(en): **Schiller, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Noch konnte es niemand sagen. „Es wird eben jemand ins Wasser gefallen sein,“ meinte der Gondoliere in gleichgültigem Tone. Ein weiteres Vordringen war unmöglich. Wir warteten, bis sich der Knäuel wieder auflöste; dann erfuhr ich, daß eine Dame ins Wasser gefallen oder gesprungen sei. Man habe sie nicht mehr auffinden können, der rettenden Arme seien zu viele gewesen und da sei man sich gegenseitig nur im Wege gestanden, auch sei sie sofort im Wasser verschwunden. Mir fuhr es eiskalt durch die Glieder. Sofort richtete sich wieder die abstoßende Gestalt des Wütlings vor mir auf; ich sah den lästernen Blick, den er in der Büvette auf sie gerichtet, und meine Befürchtungen verdichteten sich zu einem Gedanken, den ich nicht mehr loswerden konnte. Das war Nella, und sie ist tot. Die Mutter hat ihr Kind geopfert.

Sobald es Raum gab, fuhren wir zur Unglücksstätte heran, wo noch eifrig mit Stangen gesucht wurde, die aber den tiefen Meeresgrund nicht zu erreichen vermochten. Nähere Auskunft erhielt ich keine.

Draußen ertönte ein kräftiger Tusch der Musikkapelle, die Gondeln setzten ihre Spazierfahrt weiter, das Fest nahm seinen Fortgang, und fröhliches Gelächter erschallte ringsum. Minnesänger gaben neapolitanische Volkslieder zum besten, Mandolin- und Gitarrenklänge durchsummten die Luft, und in fröhlichem Gelage reckten die losgebundenen Geister ihre Schwingen.

Ich konnte meine schreckliche Ahnung nicht mehr niederkämpfen und befehl, den Kiel zu wenden. Leise fuhren wir an den Gondeln vorbei, wo getastelt und gesungen wurde, unter einem schmalen Bogen der Holzbrücke durch, dem Markusplatz

zu. Der helle Jubel verhallte nach und nach und verschwand ganz, als ich an der Piazzetta wieder festen Boden betrat.

In düsterer Bangigkeit legte ich mich zu Bette. Erst gegen Morgen schlief ich ein und erwachte sehr spät.

Langsam durchschritt ich meinen gewohnten Weg der Calle Cristoforo zu. Ich wußte ja, daß Nella tot war.

Die Büvette war geschlossen wie am Abend zuvor. Aber da sah auf ihrem Stuhle die alte Obstfrau und sah vor sich hin.

„Warum ist das Café geschlossen?“ rebete ich sie barsch an. Sie schaute mich an.

„Sie sind der Herr, der hier immer vorbeikom?“

Ich nickte.

„Wissen Sie nicht, daß Nella tot ist? In der Frarikirche liest man für sie die Messe.“

„Ich weiß es,“ sagte ich tonlos, „die Mutter hat sie an den Marbese verkauft!“

„Die Mutter? Eine schöne Mutter das! Nella hatte gar keine Mutter. Man hat sie gestern abend unter einem Vorwande zum Nachfest abgeholt, und als sie merkte, wohin man sie führen wollte, hat sie sich ins Wasser geworfen. Sie ist als eine Heilige gestorben und bis zur Stunde noch nicht gefunden worden.“

„Von wem wissen Sie das alles?“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ murmelte sie.

„Und was wird nun die Polizei tun?“

„Die Polizei? Haha!“ klang es ganz trocken tief hinten im Halbe.

„Ich kann nichts sagen, und wer wird es beweisen?“ Sie legte die Hände in den Schoß und schwieg.

Tief erschüttert, mit den Tränen kämpfend, stand ich da und wandte mich zum Gehen. Auf einmal befand ich mich vor dem hohen Portal der Chiesa dei Frari, die mit ihrer Spitze ins Himmelsblau ragt. Drinnen las man die Messe für die arme Seele Nellas. Sollte ich eintreten?

Schauernd kehrte ich mich weg und zog von dannen.

Die berühmten Lettner in Schweizer Kirchen und ihre ehemalige Bedeutung.

Mit fünf Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Aus einem eigenartigen mystischen, das heißt religiös-geheimnisvollen Empfinden unserer Vorfahren ist der Gedanke, den Chor der Kirche von den Haupt- und Nebenschiffen durch eine Art Balustrade zu trennen, hervorgegangen. Diese Balustraden, wie sie heute noch, prächtig erhalten, die Valeria Kirche in Sitten, die Stadtkirchen in Burgdorf und Marau und das Münster zu Bern aufweisen, heißen mit einem aus dem lateinischen *lectorium* (Lesepult) abgeleiteten Worte „Lettner“. Gewöhnlich trug nämlich ein solcher Lettner unter einem Kreuz, das, wie es noch in der Valeria in Sitten zu sehen ist, mitten auf der Balustrade stand, ein Lesepult, von wo aus den Andächtigen von Priestern vorgelesen wurde. Aber nicht die Absicht, eine solche Balustrade als Standort für ein Lesepult zu bauen, war der Hauptzweck, welcher der Errichtung dieser Lettner, dieser wunderbaren „Gebäude im Gebäude“, rief — denn denselben Dienst hätte ja die erste beste rednerbühnenartige Erhöhung geleistet — sondern vielmehr, daß das Allerheiligste der Kirche, der Chor, wirksam, bedeutungs- und geheimnisvoll von der Menge der Laien getrennt sei, war der Hauptzweck eines Lettners. Und wie diesen Zweck die Baumeister der großen mystischen Zeit unserer Kirche im Mittelalter erreicht haben, müssen wir heute noch bewundern. Mit welcher Liebe und welchem Auf-



Lettner in der Stadtkirche zu Burgdorf.

wand künstlerisch-architektonischer Plastik sie die Lettner errichtet, können wir im Folgenden nur andeuten. Die Photographien, die unsere Ausführungen illustrieren, vermögen noch lange nicht den Eindruck voll wiederzugeben, den die Originale selbst in den stillen, feierlichen Räumen, wo sie seit Jahrhunderten stehen, hervorrufen. Zur beschaulichen Versenkung in die mystische Ruhe der kunstvollen Linien, Formen und Gestalten an den Lettnergebäuden gehört die feierliche Stille der Gotteshäuser, in denen sie stehen. In den heiligen Hallen, wo die Baumeister die Inspiration zu den Lettnerwerken erhielten und wohl auch immer wieder holten, bis ihre Werke vollendet waren, in den Räumen, mit denen diese Lettner in allen ihren Einzelheiten ein großes, harmonisches Ganzes bilden, können sie allein richtig gewürdigt werden. Meine Arbeit vermag höchstens zu einer innigern Beachtung dieser Kunstwerke anzuregen. Stimmt dann gar die betreffende Kirche mit ihrer Bauart zu der sie umgebenden Landschaft und zur Bauart der Stadt, über der sie thront, wie zum Beispiel die Kirche in Burgdorf, und haben wir uns von ferne her der Stadt, der Kirche und endlich dem Lettner in ihr genähert, dann glauben wir in dem Reichthum all der Linien, Türmchen, Bögen und blätterähnlichen Gebilden am Lettner alles eben vorher Geschaute geheimnisvoll, seltsam, unbeschreibbar verflärt wiederzufinden.

Im Folgenden gehen wir auf die einzelnen Lettner näher ein und führen sie in der Reihenfolge auf, wie sie, ihrem Alter gemäß, in der Geschichte der schweizerischen Kunstdenkmäler auftreten.

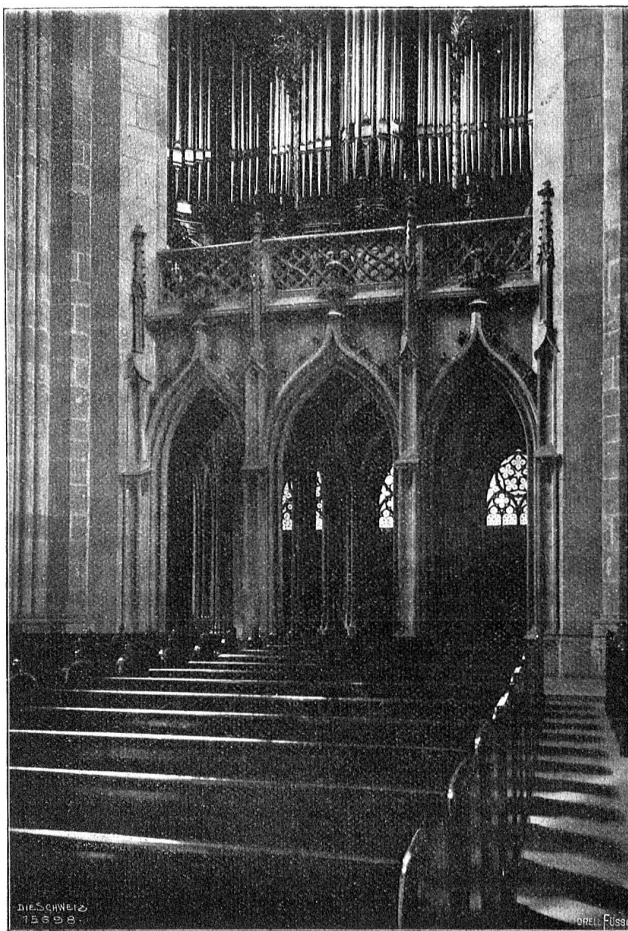
In Kirchen auf heutigem Schweizerboden zeigt sich das Bestreben, die Kirchenschiffe mit der Laienchar vom Allerheiligsten, dem Chor, zu trennen, schon ums Jahr 1200. Es ist die Valeriakirche in Sitten, die den ersten uns bekannten Lettner bekam. Der Lettner ist, wie die Kirche, ein frühgotisches Bauwerk und könnte gleichzeitig mit ihr erbaut worden sein, während, beiläufig bemerkt, alle Lettner, die wir noch anführen werden, nachweisbar mehr oder weniger lang nach der Erbauung der Kirchen, in denen sie stehen, errichtet wurden. (Nach Mahn, Geschichte der Kunstdenkmäler der Schweiz).

Die mystische Wirkung ist unter allen schweizerischen Lettnern demjenigen in der Valeria zu Sitten im reichsten Maße eigen, weil er in seiner einfach schlichten Architektur den Chor geheimnisvoll verbirgt. Nur eine kleine Türe im mittlern der fünf Spitzbogengewölbe gewährt einen ahnungsvollen Einblick ins Allerheiligste. Die wenigen Treppenstufen aber, die zur Lettnerstufe emporführen, deuten an, daß wir uns mit ihrer Erstigung Außergewöhnlichem nähern. Haben wir am Lettner in Burgdorf und Bern, wie wir noch sehen werden, den gotischen oder neugotischen Baustil in einer Formenfülle vertreten, die jenen Stil fast im Uebermaße charakterisiert, so zeigt uns der Valeria-Lettner die strengere, massivere romanisch-gotische Bauart mit der Vorliebe für Rundbögen. Ferner konstatieren wir noch die Verwendung von undurchbrochenen Bogensfeldern, Zwischenpfeilerwänden unter einfacher massiver Balustrade, aber dies alles doch höchst wirksam, vornehm kräftig, schön und einfach. Endlich ist dieser Lettner der einzige von allen, der noch das übliche Kreuzfig trägt.

Der Lettner in der Kirche von Burgdorf soll (nach Professor Mahn a. D.) unter dem Einflusse des Lettners im Berner Münster entstanden sein, nicht aber des heutigen, sondern desjenigen, der zur Zeit der Reformation entfernt wurde und von dem lediglich noch auf der Stadtbibliothek in Bern eine Zeichnung erhalten ist. Die Zeit der Entstehung des Lettners in Burgdorf ist das fünfzehnte Jahrhundert, der Erbauer war ein Heinrich Krummli in Burgdorf.

Es scheint, daß in der Neuzeit das Verständnis für die Bedeutung des Lettners vor dem Chor verloren gegangen ist; denn in Burgdorf und in Bern sehen wir die Lettner vom Chor entfernt und zur Balustrade für die Platzierung der Orgel benutzt. Daß dadurch ein großer Teil der Wirkung der prächtigen Lettnergebäude, zumal beim Burgdorfer, verloren gegangen, wird jedem auffallen, der den Valeria-Lettner und den Narauer, die beide noch ihre ursprüngliche Lage beherrschen, gesehen hat.

Wer in der Kirche zu Burgdorf am Taufstein stehend sein



Lettner im Berner Münster.

Auge nach dem Hauptausgang richtet, wird beim erstmaligen Genießen des Reichthums der gotischen Formenfülle des dortigen Lettners sich der Ausrufe des Staunens und der Bewunderung kaum erwehren können*). Nach und nach enthüllen sich dann dem erstaunten Auge drei gotische, gleich hohe, aber ungleich breite Gewölbejoche. Ist die Breite des mittlern, durch das wir eingetreten sind, nur etwa die Hälfte der Jochbreite seiner beiden Nachbarn links und rechts und der Form und den Verhältnissen nach das echte gotische Spitzbogenportal, so nähert sich die Gewölbung der beiden äußern, weitem Joches dem romanischen Rundbogen, wie wir es am Lettner in der Valeria gesehen haben. Alle drei Bögen wachsen reich gegliedert, zum Unterschied vom Valeria-Lettner, aus kapitellosen Pfeilern, von Dreiviertelsäulen gebildet, heraus. Die auf der Photographie der davorstehenden Kirchenstühle wegen nicht sichtbaren Pfeilerbasen sind achteckig und da, wo die Gliederung beginnt, reich verziert. Von da an strebt alles, echt gotisch, wie der lebendige Geist, empor zum Licht. Wo die Bögen auf den Pfeilern anheben, durchbrechen einige Dreiviertelsäulchen des gegliederten Pfeilers den Spitzbogen an seinem Anfang, indem sie dem zwischen je zwei Bögen ruhenden Statuensockel zustreben. Die Dreiviertelsrundsäulen, welche die anmutigen Bögen gliedern, entsprechen den Dreiviertelsäulchen in den Pfeilern. Maßwerk heißt man die Verzierungen der Balustrade über und zwischen den drei großen Torbögen. Mannigfaltigste, fast unbeschreibbare Konstruktionen, die sich aber alle auf das Kreisrund zurückführen lassen, wechseln regelmäßig ab und sind, wie wir sie hier antreffen, ein Merkmal der Spätgotik mit ihrer Neigung zu Künsteleien, während die Frühgotik, wie sie sich höchst charakteristisch noch am Lettner in der Valeria äußert, an den gleichen

*) Vgl. hierzu meinen Aufsatz „Altertümer in Burgdorf“ in Nr. 5 des „Berner Heim“ von 1905, woraus ich die folgende Stelle entnehme.



Lettner in der Stadtkirche von Harau. Ansicht vom Schiff aus.

Partien ganz einfache Formen, ja sogar nur Flächen aufweist. — Ueber den durch Statuen gekrönten Pfeilern steigen, mit einem Baldachin beginnend, schlanke Fialen mit aus den Kanten hervorspringenden Krabben empor, oben in einer kleinen Kreuzblume endigend. Zwischen den so gewonnenen vier Fialen erscheinen als Bestandteile der Balustrade drei Kelche, entsprechend den drei großen Portalbögen. Diese nach oben sich breit öffnenden Kelche werden aus sechs, mit Krabben verzierten Stäben gebildet, die grazios aus den Spizen der drei Portalbögen herauswachsen. In ihren untern Teilen sind sie durchbrochen von je zwei aus der Mitte der Portalbögenhälften steil emporstrebenden, ebenfalls auf der konkaven Seite mit Krabben verzierten Stäben, die sich über je einer Portalbögen- spitze zu der über die Balustrade hinausragenden großen Kreuzblume vereinigen. Die nicht durchbrochenen, in Dreiecke zerlegbaren Flächen zwischen den Gewölbejochen über den Pfeilern sind von Stabwerk belebt, das regelmäßige, einfache, blätterförmige, vierteilige Flächen abgrenzt. — Was ich am Schluß meiner Ausföhrung über die Wirkung, die diese Lettnergebäude in den heiligen Hallen und bei bestimmter Beleuchtung auf den sinnigen Beschauer ausüben, im allgemeinen berichtet, habe ich hauptsächlich vor dem eben beschriebenen gotischen Kunstwerk beobachten können.

Daß auch der Lettner im Berner Münster nicht seinen natürlichen Standort einnimmt, habe ich oben schon bemerkt. Als Dreibogen-Lettner und hinsichtlich seiner Architektur und endlich in seiner Eigenschaft als Orgel-Lettner ist der Berner Münster-Lettner dem Burgdorfer sehr ähnlich. Er ist bedeutend jünger als der Burgdorfer, und wahrscheinlich hat dieser dem erstern als Muster dienen müssen. Im Maßwerk ist der Münster-Lettner viel einfacher gehalten als der Burgdorfer und wirkt namentlich durch die dunkle Tiefe der Gewölbegänge, deren Pfeilerreihen sich wirksam von den beleuchteten Oberpartien des großen Münster-Portals ernst abheben. Wie in Burgdorf gipfelt auch hier die Spitzbogen in einer Kreuzblume; aber markanter, deutlicher und natürlicher ist hier der Uebergang des feinen, geschmeidig geschwungenen Spitzbogens in die auf dem Balustradengefüßte aufliegende Blume. Hier steigen gleich, wie in Burgdorf, nur die Fialen von den vier Pfeilern über die Balustrade hinaus, wenn auch nicht so hoch und so triumphierend wie am Burgdorfer Lettner. Wohl wegen der geringeren Dimensionen in der Breite hat der Künstler an diesem Lettner die Statuenjochel mit den Baldachinen darüber weggelassen, die uns am Burgdorfer und Marauer Lettner so sehr entzücken. Lebhaft und verständlicher wirkt hier das einfachere Maßwerk im Geländer; ebenso sind die Bogenpfeiler gefälliger und zweckmäßiger gegliedert.

Der äußerst zierliche Marauer Lettner, den man weniger bewundern als lieben muß, ist ums Jahr 1550 erbaut worden. Er ist der jüngste von unsern Lettnern und seiner Architektur nach der einfachste. Betrachten wir ihn in seiner ganzen Breiteausdehnung, so gleicht er nicht wenig einer brückenähnlichen Wandelgalerie. Keine Fiale, keine Krabbe, keine Kreuzblume unterbricht, über die Balustrade nach oben hinausragend, des Lettners ruhigen, vornehmen horizontalen Zug von der einen Kirchenwand zur andern. Wir sehen da, am Marauer Lettner, die Bögen und das Balustradenmaßwerk nach der Siebenzahl angeordnet. Jedem Spitzbogen entspricht oben im Geländer ein liegendes Rechteck, mit Maßwerk ausgefüllt. In diesen drei Rechtecken über den drei Bögen im Hauptschiff finden wir ein Maßwerk, dem das sogenannte Fischblasenmuster zugrunde liegt. Nach links und rechts, in die beiden Seitenschiffe hinein vereinfacht sich aber mehr und mehr das Geländermaßwerk, bis es in

den letzten beiden Rechtecken, die über den letzten Bögen an der Mauer endigen, fast ganz in gradliniges Stabwerk übergegangen ist. Die Bogenfelder über den sechs zierlichgraziösen Pfeilern sind mit ebensovieleu Heiligenstatuen aus Marmor unter reizend einfachen Krabben-Baldachinen äußerst wirksam ausgeschmückt. Außer dem Lettner in Sitten ist der Marauer auch noch der einzige, der glücklicherweise an seinem natürlichen Standort gelassen wurde.

Wer sich eingehender mit der Mystik im Mittelalter befaßt hat, wird den Geist, der diese Lettner, „diese phantastischen Gebäude im Gebäude“ geschaffen hat, leichter begreifen und durchaus natürlich finden. Wie ein Schleier über schöner Formenfülle sollen die Lettner vor dem Allerheiligsten, dem Chore, wirken. Man muß wissen, daß nach der deutschen Mystik jeder Sonnenstrahl, der unermüdet durch die Scheiben auf die Betenden fiel, ein „Blickschuß“ aus dem Antlitz Gottes war, der die Kraft hatte, die Betenden so zu erleuchten, daß sie Eigenlicht erhielten und daß sie vom Kopfe bis zum Herzen durchsichtig wurden und hell leuchteten wie Kristalle. Beschienen dann gleichzeitig die Sonnenstrahlen das Lettnergebäude, dann webte, wirkte und leuchtete es vor den verzückten Betern, auf den Kreuzblumen, Fialen, an Krabben und im Maßwerk, an den Säulen, in den Gesichtern der Heiligenstatuen. Die Räume in den dunkeln Spitzbogengewölben schienen durchglüht, wenn durch Glasgemälde an den Fenstern gefärbte Sonnenstrahlen gedämpft auf die geistig lustigen Gebilde des Maßwerks trafen. Da wurden die Beten vom Gefühl des diese Gebäude bildenden, lastenden Steins erlöst, und alle Formen wurden zu rein geistigen Formen, zu Geföhlen und Gedanken.

Man vergesse nicht, daß die Lettner vor dem Chore zugleich die meist wunderbare farbige Lichtfülle von den großen Chorfenstern her erhielten, und das um so mehr, da die Chöre der Kirchen gegen Sonnenaufgang gerichtet sind.

Man muß die Lettner einmal einen ganzen lichtreichen Tag vom ersten Moment an, wo das Licht beinahe horizontal durch die Fenster dringt, bis zum Abend beobachtet haben: wie da, am Morgen, die obersten Spizen der Fialen und Kreuzblumen mit zartem, rosigem Morgenlicht durchleuchtet werden, wie dann das Licht diesen feinen Spizen entlang tiefer steigt und in massigere Formen hineinzuleuchten beginnt, indem es zugleich kraftvoller und intensiver wird, bis es um Mittag den ganzen Lettner durchleuchtet und belebt, wie dann mit dem Sinken der Sonne am Himmel die Schatten und die dunkeln Partien von unten an wieder zu wachsen beginnen, die Nacht sich in die Formen schleicht, die untersten Formen erlöschen und erstarren und endlich nur noch die Fialen und Kreuzblumen als die höchsten Gebilde leuchten, bis auch sie erlöschen. Am

Lettner zu Burgdorf läßt sich das am besten beobachten. Und denken wir uns all diese leuchtenden Formen in einem Wehrausgangsfleier vor den verzückt Betenden, so wundern wir uns nicht mehr, wenn diese Formen für die Andächtigen zu Teilen göttlicher, paradiesischer, himmlischer Gestirbe wurden, worin die Personen der allerhöchsten Namen mit ihren englischen Heerscharen lustwandelten, wie uns dies Rommen des Mittelalters, und zwar manchmal mit echter Poesie, zu schildern verstanden.

Dr. Ernst Schiller, Töb.

über die Scharfrichterfamilie Mengis, die sich gewiß noch da und dort in alten Urkunden zerstreut finden, von künftiger Seite veröffentlicht würden. Auf diese Weise ließe sich im Rahmen einer Familiengeschichte allmählich ein interessantes kulturgeschichtliches Bild zusammenstellen. Das Gebiet der Genealogie nicht bloß der adeligen, sondern vorab der bürgerlichen Geschlechter ist überhaupt noch viel zu wenig bebaut. Es sollte jeder darauf halten, sich einen Stammbaum anzulegen und seine Abstammung möglichst weit zurück zu verfolgen.

U. Farner, Stammheim.

Zur Geschichte der Scharfrichterfamilie Mengis.

„Die Schweiz“ brachte in Nr. 10 des letzten Jahrgangs einen interessanten Aufsatz über den Scharfrichter Theodor Mengis von Rheinfelden aus der Feder von Emil Weurmann in Basel. Darin wird bezeugt, daß das Scharfrichteramt von 1650 an bis zur Gegenwart ununterbrochen bei der Familie Mengis verblieben sei. Wir sind im Fall, dies durch einige Angaben zu bestätigen. Ein Vorfahr dieses Geschlechtes, Johann Mengis, war 1684 Scharfrichter der gemeinen Herrschaft Thurgau. Er wohnte in Kurzdorf-Frauenfeld. Eine Kopie seines Bestallungsbriefes liegt im Archiv der Gemeinde Unter-Stammheim, die damals unter die hohen Gerichte des Thurgaus gehörte. Noch jetzt zeigt man im Norden von Frauenfeld die Stelle, wo bis 1798 die Hinrichtung der zum Tode verurteilten Verbrecher stattfand. Eine Unmasse Mengigerer wohnte jenseits dem schauerlichen Aflre bei. Nach dem Bestallungsbrief bezog der Scharfrichter für das Hinrichten einer Person mit dem Schwert drei Gulden und, wenn der Leichnam nachher noch verbrannt werden mußte, fünf Gulden, für das Hinrichten einer Hexe in jedem Fall fünf Gulden, für das Hinrichten mit Rad und Feuer sechs Gulden, mit dem Strang drei Gulden. Der Scharfrichter war aber auch „Wasenmeister“ und hatte als solcher Tiere, die an einer ansteckenden Seuche litten, abzutun und krepierete zu verlocken. Die Tagsatzung zu Baden bestimmte darüber unterm 14. Juli 1684: „Wenn einem ein Haupt Vieh abgeht oder sonst einen großen Mangel hätte, so soll solches dem Wasenmeister angezeigt werden. Wenn dann derjenige, dem das Vieh heimgefallen, die Haut behält, so soll er dem Wasenmeister dafür zehn Gulden und, wenn dieser das Vieh aufschneiden muß, elf Gulden geben. Die Grube mußte der Eigentümer selbst machen und wieder zudecken. Desgleichen sollen dem Wasenmeister die Häute von Koffen zufallen, so Alters halber nichts mehr nütze sind oder einen unheilbaren Schaden haben, auch wenn sie aus der Fremde sind, aber im Thurgau hinfallen.“ Das scheint ja ein einträgliches Amt gewesen zu sein! Aber es läßt sich schon annehmen, daß diese Bestimmungen auf alle Arten umgangen wurden*).

Das wird auch durch eine Verfügung von 1719 bestätigt. In diesem Jahr klagte nämlich der Scharfrichter und Wasenmeister Mengis in Kurzdorf, daß durch den Genuß des Fleisches von krankem Vieh oft Krankheiten entstehen. Es ist nicht ersichtlich, ob der damalige Inhaber der Scharfrichterstelle die gleiche Person ist, wie diejenige, die sie 1684 innehatte, oder aber ihr Sohn oder ein Verwandter. Die Abgeordneten der regierenden Stände des Thurgaus erteilten dem Landvogt den Auftrag, dem Volke den Genuß solchen Fleisches ernstlich zu verbieten und strenge darauf zu halten, daß krankes Vieh unter allen Umständen dem Wasenmeister übergeben werde. Aber schon 1720 wurde der Beschluß dahin abgeändert, daß nur solches Vieh, das mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sei, dem Wasenmeister abzutreten sei.

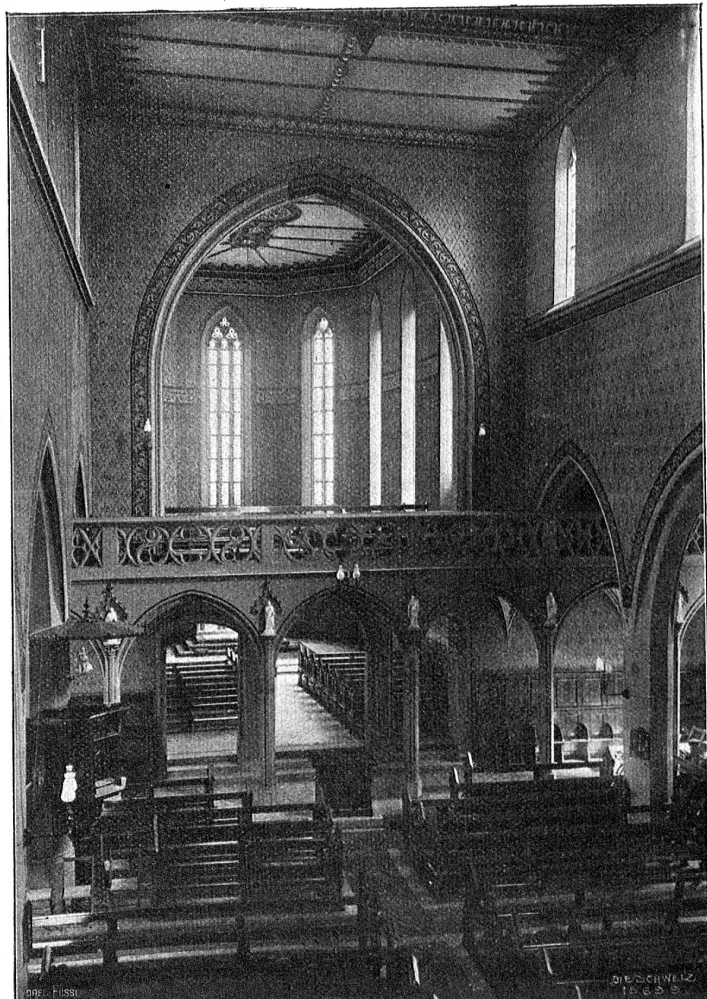
Es wäre wünschbar, daß noch andere Notizen

*) Der Scharfrichter mußte alles viel teurer bezahlen, ganz besonders seine Gehilfen, die oft für die höchste Vöhmurz kaum aufzutreiben waren.

D's Brittsche-Mandli.

Sage in der Mundart des Saanenlandes.

Uf em Stalbe-n-ücht vor uralte Ziten esmals e junge, liechtfünige Chüüjer z' Verg g' sin, der het es par Gspanne g' haben, die heis nit besser g' macht wan er. Nit Nüchts, nit Güets, nit Heiligs ischt g'sie, wan daß si bei ds Gspött mit mu triben. — Esmals hei si zum Zaben frische Brittsche-n-und Nidle g' haben, u wo si du nit meh bei mögen äßen, nimmt eine dä Kästen Brittsche-n-um macht es Mandli deus mit Händen un Füeßen un eme Chopf. Si hein es Wizi mit dem ds' Gliächter g' han. Du chunz dem Chüüjer z' Sim, ds' Mandli usz' höhlen; er reicht heiße Chiesmilch un schüttet se i ds' Mandli inhi un seit: „So jekte bißt du warms; lauf du Unghür!“ Drzue het er glachtet, was er het mögen. Aber das zuegfült Mandli het undereinit sich afah weiggen, icht vom Tisch abhi uf en Bodem g' sprunge un icht zur Stüblstür us un furt. Ein da die Chüüjer all zjammen er-



Lettner in der Stadtkirche von Harau. Ansicht von der Empore aus.